

11. 5. 1915  
Oskar Brenner  
Würzburg

Dr. Oskar Brenner     Dr. Hölbig  
7.2. Reichen  
Über die deutsche Einigkeit     11. 5. 1915

Würzburg

Gemeine Tüchlein

Würzburg bei: DdSb/2

29. 6. 1914

Unsere Universität pflegt alljährlich den Gedenktag ihrer Stiftung am 11. Mai zu begehen. Ein drittel Jahrtausend ist heuer seit dem Bestehen der hiesigen Hochschule voll geworden, und das könnte wohl zu einem Rückblick besonders anregen. Wir wollen zwar auch heute des erlauchten Stifters Julius nicht vergessen, aber unsere Gedanken wollen sich nicht von der Gegenwart losreißen. Sind doch auch näher liegende Gedenktage von uns übergangen worden: die Jahrhundertfeier der Zugehörigkeit zum Königreich Bayern hat durch die ersten Vorboten des großen Völkerkrieges eine jähe Unterbrechung erfahren. Der siebenzigste Geburtstag seiner Majestät des Königs ist in aller Stille begangen worden und der hundertjährige Geburtstag eines der allergrößten Deutschen, Bismarcks ist, wenn auch nicht ganz übergangen, so doch nicht mit der warmen und lauten Begeisterung gefeiert worden, die der Verehrung und Bewunderung des Vielvermißten entspräche. Aber auch die Wissenschaft kommt in unserem Denken und Empfinden jetzt zu kurz. Wenn sonst eine wissenschaftlich gerichtete Rede für unsere Jahresfeier allein angemessen schien, um dem Wesen der Universität als einer Gelehrtenschule gerecht zu werden, so glauben wir heute für eine solche Rede wenig Empfänglichkeit voraussetzen zu dürfen. Wir können und wollen heute nur von dem sprechen und hören, was uns am meisten bewegt: von der Sorge ums Vaterland! Mehr als die Hälfte unserer Studenten, über ein Viertel der Lehrer und Beamten und Bediensteten sind dem Ruf zur Verteidigung des Vaterlandes

gefolgt. Ein Mitglied des Lehrkörpers, Privatdozent Dr. Rudolf Sohm, zwei Universitätsassistenten und über ein halbes Hundert unserer Studenten haben ihr Leben dem Vaterland geopfert, viele, viele haben Wunden und Krankheit im Felde erworben. An alle denken wir heute mit herzlichem Dank! Doch sehen wir vorwärts! Was wird uns der Frieden, der große Frieden bringen? Was wir im Krieg erreicht haben, danken wir der Einigkeit des Gesamtvolkes unter zielbewußter Führung. Einigkeit, das ist fester Wille zur Einheit, wird auch der beste Schutz im Frieden sein. Ihr wollen wir unsere heutige Betrachtung widmen.

Es gibt zweierlei Einigkeit: eine Kugel aus reinem Blei ist in sich so einig wie ein gotischer Dom, aber jene eine tote Einheit beruhend auf der Gleichheit aller Teile und ihrer gleichen Beziehung zum Ganzen, dieser eine lebendige durch Unterordnung der mannigfaltigen Teile unter ein gegliedertes Gebilde. Auch im Volksleben können wir diese zwei Arten der Einigkeit, d. h. des Strebens zur Einheit uns vorstellen: ein Volk im Urzustand setzt sich zusammen aus wesentlich gleichen Einzelwesen oder Gruppen von solchen. Schon die Sprache wird hier als Kennzeichen der Einigkeit einheitlich sein, Tracht, Nahrung, Wohnung, Waffen, Gebärden, Gemütsart sind von gleicher Prägung. Bei hochentwickelten Völkern dagegen strebt fast alles auseinander: es bleibt immer nur ein Teil der Einheit erhalten, eben soviel als zur Absonderung von der Umgebung dient. Es gibt ja Leute, auch Gelehrte, die glauben, die völkischen Merkmale seien nur Schein; wirkliches Einheitszeichen sei nur die Sprache, und selbst diese könne ohne Schaden für das Volkstum abgestreift und vertauscht werden. Wer die im gegenwärtigen Krieg zutage tretenden Lebensäußerungen auch nur der europäischen Völker beobachtet hat, wird anders denken. Umgekehrt meinen sogar manche, die völkische Eigenart müsse und könne auch heute noch durch möglichste Ausgleichung der Unterschiede innerhalb unserer staatlichen Gebilde gestärkt werden. Seit wir durch den Siebziger Krieg und die Reichs-

gründung für einen beträchtlichen Teil der Lebensformen äußere Übereinstimmung erreicht haben, glaubte man die Vollendung der Einigkeit in der Gleichheit auf allen Lebensgebieten anstreben zu müssen. Man möchte solche Neigung fast als krankhaft bezeichnen. Vielleicht darf ich sie an einem mir besonders nahe liegenden Beispiel, an der deutschen Sprache, beleuchten. Daß Vielsprachigkeit in einem Staate gewisse Mißstände mit sich bringt, wird man zugestehen dürfen. Aber es gibt ja in Europa kaum ein Land, das eine einheitliche Sprache besitzt, außer etwa Portugal. Allerdings zeigt sich überall das Streben, einer Hauptsprache das Übergewicht in Staat und Heer, Schule und Literatur zu sichern oder zu verschaffen. Wie man das einfach durch Mißachtung und Vernachlässigung der kleineren Sprachgruppen erreichen kann, zeigt uns Frankreich und England<sup>1)</sup>. Während die provenzalische Sprache fast mit Gewalt aus dem Wettbewerb mit dem Nordfranzösischen verdrängt wurde, ist das Bretonische und Fländrische durch Nichtbeachtung zu gänzlicher Bedeutungslosigkeit herabgedrückt worden. Noch gründlicher ist in England das Irische eingedämmt worden, so daß unter 4½ Millionen Iren im Jahre 1901 nur noch 21000 Irischredende gezählt wurden und wenig über 600000, die neben Englisch noch etwas Irisch verstanden! In Belgien ist die Entwicklung, die zur völligen Vernichtung des Flämischen zu führen schien, wieder aufgehalten und das Flämische als gleichberechtigt anerkannt worden und an Bedeutung gestiegen. Wo eine Sprache wirklich vorherrscht, wird sie sich leicht behaupten und sogar ausdehnen, wenn die kleineren Sprachgruppen nicht durch kleinliche Quälereien zum Widerstand und damit nach einem allgemein gültigen Gesetz zur Steigerung der Ansprüche gedrängt werden; vorausgesetzt, daß die Kultur und die Lebensbedingungen beim herrschenden Volk klar und deutlich ihre Überlegenheit bewähren und seine Sprache sich als am höchsten ausgebildet erweist. Deutschland z. B. sollte doch eigentlich keine Furcht vor den dänischen und polnischen Sprachgemeinschaften im Reich haben und die Fremdsprachigen, die

seiner Kultur anvertraut sind, von den Vorteilen überzeugen können, welche die Beherrschung der Reichs Sprache neben der angestammten ihnen bietet. Daß es bei den Franzosen in den Reichslanden jetzt und künftig anders gehalten werden muß, ist nicht durch die Gefahr für die deutsche Sprache, sondern durch politische Notwendigkeit bedingt.

Aber die herrschende Sprache muß doch in sich eine völlige Einigkeit zeigen? Die Beantwortung dieser Frage hängt von der Auffassung der Spracheinheit ab. Glaubt man die starre Übereinstimmung, die in der schriftlichen Wiedergabe gewonnen ist, auf die Sprache selbst übertragen zu können, so ist das ein Irrtum. Die schriftliche Form, die Wiedergabe mit bestimmten Schriftbildern ist das Verkehrsmittel, um die Sprache auf Entfernungen hin wirksam zu machen. Sie ist wie andere Verkehrsmittel insbesondere verlässlich, einfach und bequem zu gestalten. Die Sprache selbst entzieht sich solcher starren Regelung. Je weiter sie im einzelnen Falle wirken soll, desto eher wird sie die Forderungen einer idealen Einheit von selbst verwirklichen. Aber das mächtigste Gesetz hierfür ist, wie sonst im Leben, die Rücksicht auf den Nutzen. Weil es vorteilhaft ist für die Verständigung in weitestem Umkreis, werden die örtlichen Besonderheiten unterdrückt, die unter Angehörigen des gleichen Stammes und Bildungsgrades nicht bemerkt werden, nicht schädlich, sondern vielmehr der Verständigung unentbehrlich sind. Als im 16. Jahrhundert der Buchdruck sich die Bedeutung im öffentlichen Leben eroberte, hielten die Drucker, solange sie auf Fernwirkung verzichteten, überall an der stark mundartlich gefärbten örtlichen Sprachform fest. Als aber Luther auf das ganze deutsche Volk zu wirken sich bemühte, streifte er für sich von der Wittenberger Art mehr und mehr ab und die Drucker von Reformationschriften in Nürnberg, Augsburg, Straßburg, Basel entfernten sich in kaum zwei Jahrzehnten um ein ganz erhebliches von den bisher gebrauchten ortsüblichen Formen. Ja in Straßburg erschienen schon um 1530 Ausgaben lutherischer Werke, die ebensogut in Wittenberg oder Leipzig ge-

druckt sein könnten. So hat sich im Laufe der Zeit fast von selbst im schriftlichen Verkehr eine in allem Wesentlichen einheitliche Sprache für alle Deutschen gebildet. Die Grammatiker haben dabei — nicht immer mit Verständnis und mit Nutzen — die Aufsicht geführt! Im mündlichen Verkehr ist eine allgemein gültige Gestaltung nicht erreicht — außer etwa für die ernste Bühne — und wird auch nicht erreicht werden, da wenigstens in Ober- und Mitteldeutschland immer wieder lebendige und belebende Strömungen aus der örtlichen Umgangssprache in die Gemeinsprache hinaufwirken. Sie unterbinden, hieße die Sprache zur Erstarrung und Verarmung verurteilen. Das sehen wir an der festgefügt, aber toten lateinischen Sprache, die sich jetzt gleichbleibt und aus keiner Volkssprache mehr Bereicherung und Auffrischung zu erwarten hat.

Was von der Sprache gilt, ist auch bei anderen Äußerungen des inneren Lebens zu erkennen; bei der Kunst z. B. Es ist jedem unbenommen, sich für eine bestimmte Richtung der Malerei, der Musik besonders zu erwärmen, andere abzulehnen. Aber nur der Kurzsichtige wird wünschen können, daß seine Richtung alle anderen verdränge und unveränderlich allein herrsche. Nur Eines ist uns schon vor dem Krieg klar geworden: die deutsche Kunst muß darin eins sein, daß sie deutsch bleibt, auch wo sie Anregungen von auswärts in sich aufnimmt. Das deutsche Wesen, unerreicht in seiner Mannigfaltigkeit, verträgt Vielheit, ja Widersprüche auch in der Kunst.

Am meisten wird von vielen Freunden des Vaterlandes die Uneinigkeit in der Religion beklagt. Und wer wollte leugnen, daß unsere Kraft noch um vieles größer wäre, wenn nicht so viel davon in konfessionellen Streitigkeiten verschwendet worden wäre. Aber wird nicht von vielen zugestanden, daß gerade der Widerstreit der Konfessionen in Deutschland beiden Seiten zugute gekommen ist? Und steht nicht über der Trennung doch auch hier eine höhere Einheit: die deutsche Innerlichkeit des religiösen Empfindens, wofür gerade auch der Krieg ein herrliches Zeugnis ablegt? Wollten wir mit der konfessionellen

Einigkeit jener Länder tauschen, wo die Religion sich in Äußerlichkeit, Aberglaube oder Sanatismus erschöpft? Wir werden die Spaltung vertragen, ja zum Segen gestalten, wenn die deutsche Duldsamkeit über die deutsche Neigung zur Rechthaberei und Herrschsucht im Kleinen die Oberhand gewinnt, und das wird sie überall, wo die Religion als höchste persönliche Angelegenheit und als inneres Erleben gilt und der Mißbrauch der Religion als eine Sünde wider den heiligen Geist erkannt wird. Das wirklich duldsame Volk wird sich den konfessionellen Frieden erzwingen. Das Beispiel Rußlands sollte uns lehren, daß aus Herrschsucht geflossene Einheitsbestrebungen mehr religiöse Werte vernichten als schaffen.

Einheit der Bildung, des Unterrichtes und der Erziehung wird man kaum mehr als ideale Forderung bezeichnen können, wir dürfen sie ins Schlaraffenland verweisen. Ein Volk ist allerdings ihr sehr nahe gekommen: das der Isländer; aber die kleine Zahl — niedriger als die Einwohnerzahl von Würzburg — macht das erklärlich. Im übrigen wäre Einheit der Bildung nur möglich, wenn wir die Sklaverei oder die Auflösung aller mechanischen Arbeit in Maschinenleistung und allgemeine, mehrjährige Maschinendienstpflicht einführen. Wir werden also wohl auf Einheit der Bildung verzichten müssen. Aber eine Abstufung, welche die Übergänge mildert und für alle ein Mindestmaß abfallen läßt, wäre wohl erstrebenswert. Vor kurzem hat ein Schweizer Pädagoge<sup>2)</sup> vorgeschlagen, die volle Beherrschung der hochdeutschen Sprache nur in den oberen Klassen der Mittelschule als Ziel zu setzen. Das hieße die Bildungseinheit bewußt zerstören. Gerade die hochdeutsche Sprache ist die Grundlage für die einheitliche deutsche Bildung. Anteil aller an der deutschen Literatur, der deutschen Kunst und guter deutscher Sitte muß das stärkste Band der Volksgenossen bilden. Das ist aber nur möglich, wenn noch klarer, als es heute vielfach geschieht, erkannt wird, daß fremde Sprachen, fremde Literaturen, fremde Kunst nicht an sich, sondern nur als befruchtende Keime der eigenen Bildung bei uns gepflegt und

gelehrt werden dürfen, fremde Sitte aber möglichst fern gehalten werden muß. Jetzt im Kriege hat gemeinsame Not und Sorge unsere Ideale in bewundernswerter Stärke verschmolzen. In der künftigen Friedenszeit fällt dieser Ansporn weg. Da muß die gemeinsame Wertschätzung der Güter des Friedens, der Leiblichen wie der geistigen uns fester verbinden. Wäre Wissen und Bildung gleichbedeutend, dann ließe sich ja leicht ein Mindestmaß von Kenntnissen als einigendes Band zum Gemeingut machen. Aber die Zukunft wird von der Überschätzung des bloßen Wissens ebenso zurückkommen müssen, wie sie die englisch-amerikanische Art des Sportbetriebes und das Sichauslebenlassen nach amerikanischem Muster ablehnen wird, um zu der Überzeugung Walthers von der Vogelweide zurückzukehren: tūschiu zuht gāt vor in allen. Deutsche Selbstzucht soll das einigende Band der Bildung sein, Unterordnung unter das große Ziel: die besten Eigenschaften des deutschen Volkes zu voller Entfaltung zu bringen. Wenn wir jetzt an dem erhebenden Bild des großen Krieges kleine, aber zahlreiche Flecken bedauern, so müssen wir sie fast alle auf den Mangel an solcher Unterordnung zurückführen und wir alle müssen fest entschlossen sein die Unerzogenen erziehen zu helfen.

Dann wird auch die politische Spaltung unseres Volkes, die manchem so schwere Sorgen macht, der Einigkeit nicht gefährlich. Der Krieg hat uns auch über sie eines Besseren belehrt. Auch im politischen Streit muß die Mißachtung des Gegners, die vor dem Krieg unser öffentliches Leben vergiftete, aufhören, muß die Rechthaberei und Herrschsucht einzelner und ganzer Gruppen, die sich bei uns auch in kleinen Dingen überall durchzusetzen versucht, mit Ernst bekämpft und niedergerungen werden. Die Bemühungen um den Vorrang stehen meist gar nicht im Verhältnis zur Bedeutung der Streitfrage, ja sie treten selbst da auf, wo man nur Unterordnung unter große Zwecke der Wohltätigkeit und der geistigen oder leiblichen Fürsorge als selbstverständlich erwarten sollte. Sie begegnen uns an allen Ecken und Enden: bei der Frage um

die Schriftgattung oder stenographische Systeme so gut wie in der Wissenschaft, in religiösen Dingen so gut wie in der Kleidermode, bei geselligen Veranstaltungen wie in der Jagd nach Titeln und Auszeichnungen, in Handel und Industrie, bald mehr als Ehrgeiz, bald als Gewinnsucht, bald als reine Herrschsucht, bald als bloßer Eigensinn. Kein Wunder, wenn auch in politischen Dingen der Wunsch nach Vorherrschaft an sich zum Hauptantrieb wird und in unserer Gesellschaftsordnung die Gegensätze dadurch erst recht bewußt werden. Die Unterschiede von hoch und nieder, von arm und reich, von Verstandeskraft und geistiger Beschränktheit werden wir nicht beseitigen können. Sie werden aber erträglich, wenn von unten nach oben die von der natürlichen Entwicklung gegebenen Schranken anerkannt und ihre Überschreitung nur durch Bewährung besonderer Tüchtigkeit erstrebt wird, und wenn von oben nach unten das Gefühl der Macht durch das der größeren Verantwortlichkeit in der Wage gehalten wird und die Achtung vor der Persönlichkeit des Schwächeren nicht nur zu Wohlwollen, sondern zur Gerechtigkeit zwingt, wenn der Drang nach Freiheit als sittliche Notwendigkeit anerkannt wird. Dann wird auch hier die Ungleichheit der Einigkeit nicht im Wege stehen.

Dürfen wir endlich auch der Universität, uns selbst, die rechte Einigkeit ans Herz legen? Daß die deutschen Hochschulen sich mit Recht eins fühlen mit dem ganzen Volk, das hat der Krieg gezeigt: wo ist im Feld oder im friedlichen Hinterland für den Sieg und den künftigen Frieden gestritten und gearbeitet worden, wo die Angehörigen unserer Hochschulen nicht in vorderster Linie sich betätigten? Aber wenn unsere Hallen sich wieder füllen und farbige Mützen unsere Gänge beleben, wird der Zusammenhang mit dem Ganzen nicht aufhören dürfen. Die Einheit und Einigkeit der Studentenschaft selbst ist noch nicht erreicht. Fast nur der Name Student verbindet sie. Soll die Studentenschaft sich als eine Macht in unserem Volksleben bewähren, muß jeder Student sich als Glied einer großen Gesamtheit fühlen und

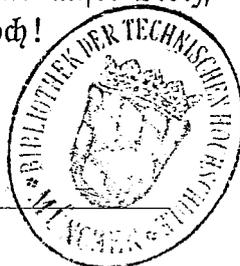
die Angehörigen von Verbindungen dürfen nicht nur bei ganz außergewöhnlichen Anlässen das einigende Band des akademischen Bürgertums anerkennen. Was die Verbindungen trennt, darf nicht wichtiger erscheinen, als was sie eint. Gerade der jetzige Krieg hat hoffentlich mit den tiefsitzenden Vorurteilen aufgeräumt, mögen sie mit dem Begriff der studentischen Waffenehre oder mit konfessioneller Abschließung zusammenhängen. Studenten aller Richtungen sind freiwillig in den Krieg gezogen, haben ihr Blut für die Ehre des Vaterlandes und für die eigene vergossen, sich die höchsten Auszeichnungen für persönlichen Mut und Todesverachtung erworben. Das darf nie mehr vergessen werden! Jeder Zusammenschluß bringt Abschließung und Trennung mit sich. Das ist nicht zu ändern. Aber die Trennung braucht nicht Entfremdung oder gar Feindseligkeit und Geringschätzung in sich zu schließen. So soll keine Verbindung nur der Verneinung dienen und jede ihre Eigenart nicht gegen andere, sondern neben den anderen durchsetzen. Die Studentenschaft muß als Einheit erscheinen und es ist in unserer Zeit eigentlich Rückständigkeit, wenn eine große Gruppe Gleichstrebender nicht organisiert ist. Hoffentlich wird beim Friedensschluß auch die Würzburger Studentenschaft als Einheit vor uns stehen, die von der Mannigfaltigkeit nicht gefährdet wird.

Ob ich nicht auch an uns Lehrer die Mahnung zu richten hätte, uns mehr als bisher als engverbundene Einheit zu fühlen und zu bewähren, damit wir als geistige Macht im neuen Deutschland bestehen können, will ich heute nicht fragen. Man hat wohl früher viel von der Weltfremdheit der Professoren gesprochen. Aber wenn diese auch noch nicht ganz überwunden sein sollte, so liegt in der einseitigen Betonung der idealen Seite der Wissenschaft gerade auch unsere Stärke. Aber Hüter unseres idealen Reichtums werden wir nur sein können, wenn wir in seiner Wertschätzung und Verteidigung einig sind. Den engen Zusammenhang mit dem engeren und weiteren Vaterland haben wir nie verloren und werden ihn nicht verlieren. Die

deutsche Einigkeit verkörpert sich aber heute mehr denn je in der Person von König und Kaiser und in unserem Heer und wenn wir unserer gemeinsamen Liebe zum Vaterland begeisterten Ausdruck geben wollen, werden wir es am nachdrücklichsten tun, indem wir uns zu einem freudigen Hoch auf sie vereinigen. Damit wollen wir auch unsere heutige Feier beschließen. So bitte ich Sie mit mir einzustimmen in den Ruf:

Seine Majestät König Ludwig und das ganze königliche Haus,

Seine Majestät Kaiser Wilhelm,  
das deutsche Heer, als ein Abbild der deutschen Einigkeit,  
unsere Hoffnung und unser Stolz,  
sie leben hoch, hoch, hoch!



#### Anmerkungen.

<sup>1)</sup> Dgl. hierüber: Heinrich Zimmer, Randglossen eines Keltisten zum Schulstreif in Posen-Westpreußen. Berlin 1907.

<sup>2)</sup> Dgl. Otto Seiler, Lautwissenschaft und deutsche Aussprache in der Schule, Strauenfeld 1913.